

Auf dem Wege nach Mariannhill.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Im Frühling.

Grüß Gott, du lieber Frühlingswind!
Du darfst bei mir nicht säumen!
Flieg fort, flieg fort in den Wald geschwind,
Da liegt noch alles in Träumen.

Die Blätter in den Knospen wech',
Sie sollen säuselnd sprechen!
Und hilf dem Veichen im Dornversteck,
Die Kneulein aufzuschließen!

Und sag' den Vögeln im ganzen Wald,
Der Winter sei zerronnen,
Daß jeder Busch und Wipfel schallt,
Und heiße rieseln die Brounen!

Und wo ein trauernd Herze sinnt,
Das sollst du ins Freie loden,
Und wo eine stille Träne rinnt,
Da weil' und küsse sie trocken!

Oskar von Redwitz.

Auf dem Wege nach Mariannhill.

Es war in Köln am 21. Oktober 1908, da saßen in der Nebenstube eines Hotels, nicht weit vom Hauptbahnhof entfernt, 14 junge Männer beieinander, zu denen sich später noch zwei andere gesellten. Die Abendstunde war schon ziemlich vorgeschritten, und das elektrische Licht beleuchtete scharf die Gesichtszüge der einzelnen. Wohl waren diese 14 am verflochtenen Tag schon stundenlang miteinander in der Eisenbahn gefahren, allein, da sie sich der Mehrzahl nach heute zum erstenmal sahen, hatten sie noch gar nicht gewußt, welche der vielen Mitreisenden eigentlich zu ihnen gehörten. Aber jetzt, im trauten, hellen Zimmer, das die 14 gerade bequem saßen, rückten sie einander rasch näher. Es brauchte nicht viele zeremonielle Vorstellungen und Erklärungen, jeder wußte, aus welchem Grund der andere da war. Ein großer Gedanke hatte sie alle hierher geführt, der Gedanke, in einem strengen Kloster aufrichtig Gott zu dienen und sein Heil zu wirken, in einem Kloster, das fern im Süden Afrikas gelegen, sich noch dazu den hehren Zweck gesetzt, das Land zu kultivieren und seinen Bewohnern die höchste Kultur, die des Christentums, zu bringen. Also nach Mariannhill, zu den Trappisten, das war die allgemeine Lösung!

Vertreten waren die verschiedensten deutschen Länder und Dialekte. Bayern stellte davon die Hälfte (Unterfranken allein vier), Württemberg schickte zwei, Schlesien und Westfalen je einen; außerdem kamen zwei von Oesterreich und einer aus der Schweiz. Die zwei erwähnten Neuankömmlinge waren bereits Trappisten; sie waren vom Kloster in Missionsangelegenheiten nach Europa geschickt worden und kehrten nun (natürlich in Zivil) wieder nach Mariannhill zurück. Anfangs wollte die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen, den meisten war vom vielen Abschiednehmen noch das Herz schwer, Kopf und Gedanken wirr, dazu kamen die verschiedenen Dialekte. Der biedere Schweizer wurde mit seinen tiefen Kehllauten oft gar nicht verstanden, am meisten Humor dagegen brachte ein oberbayerischer Schneider in die kleine Versammlung.

In kurzem waren alle ein Herz und eine Seele. Das konnte man sehen, als sie zwei Tage darauf im Gasthofsaal der Liverpool-Station in London beisamen saßen. Von Köln war es inzwischen durch Holland und über die Nordsee nach England gegangen. Hier wurden zunächst die vielen Gepäcksstücke auf das starkgebaute Deck zweier mächtigen Rutschen geladen, die 16 stiegen ins Innere, und nun ging es in scharfem

Trab wohl über eine Stunde lang durch Londons belebte Straßen, bis wir endlich zu den Docks kamen. Hier erwartete uns das Schiff, das für volle vier Wochen unser Heim, unsere Kirche und Schule, unser Promenadeplatz, Spielraum und Musikzimmer, kurz alles sein sollte. Wie es sich von selbst versteht, hielten wir in allem treu zusammen. Mit uns machten die weite Seefahrt sieben Dominikanerinnen; eine davon trug schon den Habit, die anderen sollten ihn erst in Mrita bekommen. Ihre Missionsstation ist nicht allzuweit von Mariannhill entfernt; sie geben sich namentlich mit der Erziehung der Kinder südafrikanischer Kolonisten ab. So bildeten wir auf dem Schiffe eine kleine katholische Gemeinde.

Das Wetter war während der ganzen Seereise so günstig, daß wir jeden Tag die hl. Messe feiern konnten. Am Herz Jesu-Freitag und jeden Sonntag wurden dabei auch unsere schönen deutschen Kirchenlieder gesungen, und fand zum Schluß auch eine kleine Predigt statt. Am Abend hielten wir jeden Tag unsere gemeinsame Rosenkranzandacht. Die letzten paar Tage, wo wir in einen besseren Salon übersiedelten, aber nicht mehr so ausschließlich unter uns waren, sogar im Freien auf dem Hinterdeck.

Hier dürfte der Platz sein, etwas über den Stand der einzelnen Postulanten zu sagen. Wie oben angedeutet, war einer derselben Priester. Er hatte einen Reisealtar mit allen heiligen Gefäßen und Gewändern bei sich, und es war für uns alle kein geringer Trost, jeden Tag dem hl. Meßopfer beiwohnen und so oft die hl. Kommunion empfangen zu können. An vielen Tagen kommunizierten alle 22, fast immer über die Hälfte. Auch schlossen sich uns zwei Isländerinnen an; sie verstanden zwar kein Deutsch, doch konnte sich der Priester mit ihnen hinreichend in Englisch verständigen. Zwei der übrigen Postulanten waren Kaufleute, einer ein junger Schreiner, zwei andere hatten das humanistische, bezw. das Realgymnasium besucht, und ein anderer in einem Bergwerk gearbeitet. Diese alle studierten, da sie Aussicht hatten, in Mariannhill unter die Chorreligiosen eingereiht und somit noch Priester zu werden, fleißig Latein, auch Englisch, wozu sie sich mit Büchern und sonstigen Hilfsmitteln reichlich versehen hatten. Von den übrigen war einer ein Maler, ein anderer ein Maurer, Schlosser, Fabrikarbeiter, Schreiner und Schneider. Ihr Alter differierte zwischen 17 und 38 Jahren. Sie wurden unter die Brüder eingereiht und kamen alle mit dem Gedanken, im Kloster ihre eigene Seele zu retten und ihre Kräfte in den Dienst der Mission zu stellen. Denn in einem

Missionskloster ist in seiner Art jeder Missionär, der eine durch Lehre und Unterricht, der andere durch Handarbeit, durch Gebet, Opfer und die Macht des guten Beispiels.

Recht vergnügte Stunden haben wir zumal an den Abenden auf dem Schiff verlebt. Nach beendigter Rosenkranzandacht setzten wir uns zusammen und sangen unsere schönsten heimatlichen Lieder, bald frisch und kräftig wie „es braust ein Ruf wie Donnerhall“ und andere patriotische Weisen, bald in sanfter, fast wehmütiger Melodie, wie die verschiedenen Heimat- und Abschiedslieder. Als Musik-Instrumente hatten wir Zither und Mundharmonika zur Hand. Einige vierstimmige Herz-Jesu- und Marienlieder übten wir zusammen erst auf dem Schiffe ein. Die fremden Passagiere lauschten unsern Gesängen mit großem Interesse und Vergnügen. Zuweilen beteiligten wir uns auch auf dem Verdeck am Ring- und Scheibenwerfen, und wenn es recht lustig herging, verfliegen wir uns sogar zum „Schwarzen Peter“. Begreiflich, daß uns zum Schluß, als wir das Schiff, den „Arondale Castle“, verlassen mußten, eine gewisse Wehmut beschlich, denn unsere Herzen waren mit ihm ordentlich verwachsen, obschon es dem einen und andern aus uns, besonders dem braven Schweizer, durch die Seefrankheit böß mitgespielt hatte.

Wir hatten zwar niemals einen ernstesten Sturm, dennoch aber schwankte zuweilen das Schiff bedeutend. Kam dann bei manchem die Seefrankheit zum Durchbruch, so konnte man wohl auch den stillen Seufzer hören: „D wären wir doch einmal am Ziel und auf dem Festland!“ In Southampton, Teneriffa und Capstadt hatten wir kurzen Aufenthalt; wir benützten ihn jedesmal, um ans Land zu gehen und kehrten, wenigstens an den beiden letztgenannten Orten, mit ganzen Körben voll südländischer Früchte beladen an Bord zurück.

Endlich am 19. November abends landeten wir im Hafen von Durban und am nächsten Tage ging's

nach Mariannhill. Hochw. P. Prior selbst holte uns nebst einem Bruder in Durban ab. Von hier bis Pinetown ging es eine Stunde lang per Bahn, dann hieß es aussteigen. Ein kleines Wägelchen nahm zunächst vier von uns auf, die übrigen 12 machten sich auf einem mit acht Maulseeln bespannten Wagen, der zugleich ihre Koffer und Gepäcksstücke aufnahm, zurecht. Ein Bruder fungierte als „Kutscher“, dem ein hochgewachsener Kaffernjunge zur Seite ging, dessen riesige Bambuspeitsche das ganze achtspännige Gefährt be-

herrschte. Bei jedem Hieb lachte er hell auf und zeigte dabei eine glänzende Doppelreihe der schönsten weißen Zähne.

Der Weg war ziemlich gut, nur einmal ging es durch einen Bach, dessen Brücke beim letzten Hochwasser weggeschwemmt worden war. Bald begannen die Mariannhiller Waldanlagen, es grüßte von ferne der Schweisternkonvent, die neudoppeltürmige St. Josephskirche, und nun bog es gegen rechts zu in das große Portal ein, von dem uns gar freundlich die Mariannhiller Patrone, St. Anna und Maria, entgegengrüßten und auf dessen First in großen eisernen Buchstaben geschrieben steht: „Ora et labora!“ (Bete und arbeite.)

Fünf Minuten später — es war kurz nach 1 Uhr, Freitag, den 20. Nov. — knieten wir alle vierzehn gesund und wohlbehalten in der Klostertirche von Mariannhill. Es traf sich gut, es war gerade der Vorabend von Maria-Opfer-

ung. Wir wissen recht gut, daß nun ein strenges Opferleben für uns beginnt, allein wir wissen auch, daß Gott jedes Opfer, in reiner Gesinnung gebracht, mit seinem Segen begleiten wird. Viele Passagiere fuhren mit uns auf dem gleichen Schiff, reiche Engländer, die hier in Südafrika nur Lust und Vergnügen suchten, auch Leute aus ärmeren Klassen, die auf den Goldfeldern Johannesburgs schnell reich zu werden hofften. Schließlich sind die wahren Goldgräber doch wir selbst; unser Gewinn ist ein sicherer, übertrifft an Wert alle Schätze der Welt und dauert die ganze Ewigkeit.



P. Isebard, Prior von Mariannhill, und Bruder Garcia, sein leibl. Bruder.

goldbraunen Haaren. Dieser heulte laut bei der Leiche seines Herrn, legte die Vordertagen auf seine durchbohrte Brust und bewachte ihn Tag und Nacht. Am vierten Tag fand man ihn tot neben seinem Herrn, und jetzt erst wurde der König von dem inzwischen zurückgekehrten Volk begraben. —

Besonders lebhaft sind mir ferner aus meiner Jugendzeit noch in Erinnerung die vielen Jagden. Namentlich gab es damals in hiesiger Gegend eine Anzahl von Wildschweinen. In förmlichen Herden liefen sie in den Wäldern umher, kamen aber auch öfters heraus und richteten in den Feldern und Gärten großen Schaden an. Der Chieff Matschiman, Nodokmanas Nachfolger, veranstaltete daher öfters große Jagden. War das nun eine Freude für uns junge Burischen! Was den gegenseitigen Wettstreit noch bedeutend steigerte, war ein vom König ausgesetzter öffentlicher Jagdpreis. Wer wird ihn wohl erringen? Einige Stimmen nannten schon zum voraus Duma, mich, den Erstgeborenen meines Vaters, als den mutmaßlichen Sieger. Und so kam es auch. Gegen Sonnenuntergang kamen die Jäger, zahlreiche junge Männer und Burischen — ich zählte damals noch zu den jüngsten — vor dem Königskraale zusammen. Sie hatten gute Arbeit gemacht; ihre Keulen und Affagais triffen vom Blute der erlegten Wildschweine; der Preis aber gehörte mir! Ich hatte es namentlich auf die Ober abgesehen, weil dies am meisten Ruhm einbrachte. Hatte ich einen erlegt, so schnitt ich ihm die Ohren ab, und brach ihm die Hauer aus, und bewahrte sie auf, teils als Beweis des eigenhändig erlegten Wildes, teils als Trophäe. Als ich mich am Abend mit den übrigen Jagdgenossen vor meinem Vater, dem Induna, und dem Könige aufstellte, hing ich übermüht von den Ohren und Zähnen der erlegten Wildschweine! Gab das nun ein Hallo unter dem ganzen Volk! Ich, an Jahren beinahe der Jüngste, hatte den Jagdpreis gewonnen und erhielt aus dem Königskraal drei fette Ochsen! —

Uebrigens gab es damals auch sehr gefährliche Jagden. Bevor ihr Weiße zu uns kamt, war hier alles viel wilder: das Volk, denn wir liefen alle fast nackt umher, und der Kriege, Raubereien und Streitigkeiten war kein Ende; das Land, denn es war größtenteils unbebaut; von so schönen Gärten und Feldern, wie sie heutzutage unsere Niederlassungen umgeben, wußte man damals gar nichts; und auch die Tiere. Wie schon vorhin angedeutet, gab es damals viel mehr Wild als jetzt. Besonders gefürchtet waren die Leoparden; sie bildeten eine wahre Landplage, fielen zur Nachtzeit das Vieh in unsern Zibayas an und schleppten auch manches Stück von der Weide weg.

Um diesem Uebel einigermaßen zu steuern, veranstaltete der Chieff eines Tages eine große Leopardenjagd. Das war nun ein gefährliches Unterfangen und ich hätte dabei beinahe das Leben verloren. Die Sache war so: Wir waren in großer Zahl versammelt, denn alle Burischen und jungen Männer, sogar der Chieff mit seinen Indunas waren zur Jagd ausgezogen. Die meisten waren nur mit Stöcken und Affagais bewaffnet, nur einige wenige hatten Feuerwaffen. Zum Aufspüren des Wildes benützten wir ganze Rudel von Hunden. Endlich war es uns gelungen, einen gewaltigen Leopard aus seinem Versteck zu treiben. Unter furchtbarem Gebell stürzten die Hunde dem fliehenden Tiere nach, dem es jedoch ein zweitesmal gelang, sich im Urwald zu verbergen.

Mit peinlichster Sorgfalt suchten wir alles ab; umsonst, von dem flüchtigen Leoparden war nirgends eine Spur zu sehen. Auf diese Weise trennte ich mich mehr und mehr von meinen Genossen; nur einer der verwegenen Jäger wagte sich mit mir in ein besonders stacheliges, fast undurchdringliches Dickicht. Da auf einmal bemerkt mein Freund die funkelnden Augen des Raubtieres! Es saß auf dem niedrigen Astwerk eines Baumes, unter dem ich gerade hindurchzuziehen wollte. Er hatte eben noch Zeit, mir ein warnendes Zeichen zu geben, da erblickte auch ich die greuliche Bestie. Im nächsten Augenblick sitzt ihr mein Affagai im Rachen. Das Tier faucht, heult und brüllt, daß mir die Ohren gellen! Mein Genosse ist vor Schrecken wie gelähmt. Ich selbst drücke das schwer verwundete, aber keineswegs unschädlich gemachte Tier aus Leibeskräften gegen den Baumstamm. Es dreht und windet sich in seinem Schmerz mit unsäglichem Wut; jetzt noch ist mir's, als sehe ich den weit ausgesperrten Rachen mit den scharfen, gierigen Zähnen, die funkelnden Augen und die mächtigen Taten! Schon beginnt mein Arm zu erlahmen. Weh mir, wenn nicht schleunige Hilfe kommt! Die rasende Bestie hätte mich buchstäblich in Stücke zerrissen. Da, in der höchsten Not eilt mein zweitältester Bruder herbei. Er ist mit einem Gewehr bewaffnet und jagt dem immer wilder sich gebärdenden Tiere eine Kugel in den Kopf. Ich war gerettet, ja ich hatte in dem ungleichen Kampf nicht einmal eine Wunde davongetragen.

Wie staunte der König mit all' seinen Indunas, als er kurz darauf persönlich herbeikam und dieses Prachtexemplar von einem Leoparden schaute! Mein Name war fortan in aller Mund; alles pries mich als den Helden, den Unbesiegbaren, und die Augen der intombis (erwachsenen Mädchen) hingen mit Bewunderung an mir. Jede von ihnen rechnete es sich zur Ehre an, von mir ein freundliches Wort zu erhaschen.

Ich sehe, Inkojajana, du lächelst, daß ich, ein fast hundertjähriger Greis, von meinen izindaba zendhliziyo (Herzensangelegenheiten) rede. Gewiß, das ziemt sich an sich nicht, allein ich wollte dir eben meine ganze Lebensgeschichte erzählen, und deshalb wollte ich auch diesen Punkt in Kürze berühren. Neigung zur Heirat verspürte ich erst in späteren Jahren. Was sollte ich mir jetzt schon einen eigenen umuzi (Kraal) bauen? Ich lächelte daher bloß über die törichten Mädchen, die mich rings, wie die Bienen den Honig, umschwärmten. Nur ein großes, starkes Mädchen mit auffallend hellen Gesichtszügen war es, deren Liebe ich einigermaßen erwiderte; allein sie war die Tochter eines Häuptlings, und ihr Vater hatte sie bereits einem andern jungen Manne versprochen. Sie aber liebte ihn nicht, ihr Herz gehörte mir. Das wußte ihr Bräutigam und daher forderte er mich eines Tages zum Zweikampf heraus. Er war ein großer, starker Mensch und überragte mich beinahe um die ganze Kopflänge. Da er jedoch, wie so viele andere, der Ueberzeugung war, ich sei unverwundbar, so verschmähte er jede Waffe; bloß die reine Körperkraft sollte zwischen uns entscheiden. Ich stimmte zu und erwartete ruhig seinen Angriff. Da kam er nun wie ein Stier auf mich losgerannt, ich aber legte meine sehnigen Arme um seinen Leib und preßte ihn so fest an meine Brust, daß ihm schon nach kurzer Zeit der Atem ausging und er zuletzt matt und schlaff wie ein Mehlsack an mir herunterglitt. — Er war

beseigt, glaubte aber, ich stehe mit Zauberern in Verbindung. Tatsächlich aber war es u Somandhla (der Allmächtige), den ich damals allerdings weder kannte noch verehrte, der mir solche Klugheit und Kraft verlieh.“

„Ich danke dir, Väterchen“, unterbrach ich hier den redseligen Greis, „es ist genug für heute.“ Ich machte Anstalten, meine Matte aufzurollen und fortzugehen; er aber willigte nur ungern ein. „Müde bin ich noch lange nicht“, versicherte er, „ich könnte noch stundenlang weiter erzählen, denn mein Kopf ist hell und meine Brust gesund; bloß die Füße, die Füße!... Doch wie du befehlst, Intosazana, geh' mit Gott und komme bald wieder!“

Missions-Erinnerungen.

Von Rev. P. Wilhelm, O. C. R.

(Schluß)

Nachdem meine Nahrungsorgen gehoben waren, tauchte eine neue Schwierigkeit auf: die Geldnot. Wie schon früher bemerkt, lag unsere Neugründung mitten im Weideland der Kassern. Wollte ich nun einen Garten anlegen, um darin Kartoffeln, Gemüse oder etwas dergleichen zu pflanzen, so mußte ich das betreffende Stück Ackerland vor allem mit einem Zaun umgeben. Nun ist die hiesige Gegend äußerst holzarm. Lourdes, das 120 engl. Meilen von Marialinden entfernt ist, wollte mir mit Pfosten, Draht usw. aus- helfen, doch mußte ich die Sachen auf eigene Kosten holen lassen. Es fehlte mir alles: Wagen, Zugvieh und Geld. Nach langem Suchen fand ich endlich jemand, der mir die Fracht von Lourdes holte, doch forderte er einen Preis von L 6 (120 Mark) für jeden der beiden Wagen. Woher diese Summe nehmen? Schon waren die Fuhrleute mit ihrer Fracht auf dem Rückweg von Lourdes nach Marialinden begriffen und diese wollten natürlich sofort bezahlt sein. Ich aber hatte noch immer keinen Sixpenze in der Tasche. Da, endlich, als die Not am höchsten war, fand ich einen Freund und Helfer an einem braven Protestanten. Es war ein Deutscher, er nannte sich Mr. Fette und verwaltete im benachbarten Maratiele einen Store. In einem ehemaligen protestantischen Missionshause, einige Minuten vom Store entfernt, hatte sich der wackere Junggeselle eine eigene Wohnung eingerichtet. Diefem Herrn sind verschiedene unserer Missionäre zu großem Dank verpflichtet. So oft einer von uns nach Maratiele kam, wurde er von ihm aufs freundlichste aufgenommen und beherbergt. „Gehen Sie nur in mein Haus!“ pflegte er zu sagen, „und machen Sie es sich dort bequem!“ Dieser edle Protestant nun, dem der Herr seine hochherzige Nächstenliebe tausendfach vergelten möge, half mir auch hier. Da er persönlich gerade auch nicht bei Kassa war, trat er für mich an geeigneter Stelle als Bürge ein, und so erhielt ich den nötigen Betrag leihweise für einen Monat. Später aber half der Ehrw. Vater Amandus persönlich meiner Geldverlegenheit ab; ich konnte nicht nur obigen Betrag am Schlusse des Monats zurückbezahlen, sondern durfte es sogar wagen, einige Vorbauten, wie einen Stall usw. aufzuführen und mir für die katechetischen Exkursionen ein eigenes Kößlein anzuschaffen.

Zu diesem zweiten lebenden Wesen auf der Missionsstation gesellte sich bald ein drittes. Eines Morgens fand ich nämlich zwischen den Steinblöcken ein kleines, schwarzweißes Hündchen. Es war, ich weiß

nicht von welchem gefühllosen Menschen, jämmerlich geschlagen worden und lag halb tot da. Ich nahm es zu mir, pflegte es und teilte mit ihm mein ärmliches Mahl. Es genas und war mir fortan mit solcher Treue zugetan, daß es mich überallhin begleitete.

Bald trug ich mich auch mit dem Plan, die schon vor zwei Jahren begonnene Kirche ausbauen zu lassen. Die Fundamente waren, wie gesagt, schon gelegt, doch von dem alten Baumeister, einem Halbweißen, der heute zur Arbeit kam und dann wieder sechs Wochen rastete, wollte ich nichts wissen. Ich bat daher um einen Bruder: der Ehrw. Vater schickte mir den guten Br. Cassian, einen tüchtigen Maurer. Das wäre nun alles gut und schön gewesen, wenn uns nur jemand geholfen hätte. Ich selbst hielt mich noch immer an die alte Praxis, mir nachmittags nach Entlassung der Schulkinder mein einziges Mahl zu bereiten. Wollte der Bruder es besser haben, so mußte er eben selbst den Koch machen, vorausgesetzt, daß überhaupt etwas zum Kochen da war. Mein Erstaunen war daher nicht allzu groß, als eines Tages der gute Bruder zu mir kam und folgende Erklärung abgab: „Mein Vater, ich bin jetzt drei Wochen hier, doch ich sehe, mit Ihnen kann ich nicht gleichen Schritt halten. Wenn ich schwer arbeiten soll, so muß ich auch etwas zu essen haben und kann nicht jeden Tag bis drei Uhr fasten. Koche ich aber selbst, so geht mir viele Zeit verloren, und die Arbeit bleibt zurück.“ Der Bruder hatte vollkommen recht, doch eine entsprechende Abhilfe war unter den obwaltenden Umständen nicht möglich, und so blieb mir nichts anderes übrig, als den Ausbau der Kirche auf bessere Tage zu verschieben und den guten Bruder wieder zu entlassen.

Wollte mir zuweilen meine Armut schwer fallen, so stärkte ich mich wieder am Beispiel meines Kollegen in Hardenberg, der es auch nicht viel besser hatte als ich. Eine Hilfsquelle hatte er allerdings, die ich nicht hatte. Es war das eine kassrisch-holländische Familie, die ganz in der Nähe wohnte und die, obwohl selbst arm und damals noch protestantisch, doch das letzte Stücklein Brot mit ihm teilte. Wie gut diese Familie war, habe ich einmal selbst erfahren. Eines Abends kam ich nämlich mit Bruder John nach einem langen, beschwerlichen Ritt durch und durch naß in Hardenberg an. Es war stockfinster, und der Missionär abwesend! Was nun? Es blieb mir nichts übrig, als bei der genannten Familie um Herberge zu bitten. Hier hatte man gerade das Abendessen auf den Tisch gestellt und die vielen hungrigen Kinder waren eben im Begriff, sich rings herum zu gruppieren, als wir eintraten. Sofort befahl der gastliche Hausherr seinen Kindern, uns Platz zu machen; keines durfte eine Speise berühren, bevor nicht wir, die Gäste und Missionäre, vollkommen satt wären. Natürlich konnten und durften wir so ein Anerbieten nicht annehmen, und ich erwähne das nur, um unsern geehrten Lesern zu zeigen, in welch' hohem Grade in jenem Haus die Gastfreundschaft geübt wurde. Auch hier sage ich, der liebe Gott möge es den guten armen Leuten zeitlich und ewig tausendfach vergelten, was sie jemals uns Ordensleuten Gutes getan haben, namentlich in den Jahren der Gründung von Hardenberg und Mariazell! —

Inzwischen war die Rinderpest trotz aller Vorsichtsmaßregeln auch in Natal eingebrochen, ein weiteres Absperren der einzelnen Distrikte war zwecklos, und somit wurde der Verkehr wieder frei gegeben.